

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 96.

Donnerstag, 25. April.

1929.

(15. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

(Nachdruck verboten.)

Roman von H. Weyrauch.

Schwer wurde es dem Manne, diese Worte so leicht hin zu sagen und das Mädchen zu trösten. Von der Verhaftung Brandts zu sprechen, konnte er sich nicht entschließen. Er hätte es nicht vermocht, Katscha gegenüber Mitgefühl mit dem Menschen zu heucheln, der ihm das Beste und Einzige zu nehmen sich anstaltete, was er auf der Welt besaß. Ihn wurmte, daß sie ihn um dieses Jünglings willen zurückgestoßen hatte. Tief war er noch jetzt getränkt, und er empfand viel eher Genugtuung über die erfolgte Verhaftung als Mitleid mit dem Anschuldigten. Auch Brandts Verhalten bei jener Besprechung wegen der Auswertung der Erfindung hatte Moro ihm nicht vergessen.

Das Gespräch wandte sich gleichgültigen Dingen zu. Katscha aber wurde immer unruhiger, je später es wurde. Von Minute zu Minute erwartete sie den Anruf ihres Verlobten, und sorgenvoll gingen ihre Blicke oft nach der großen Wanduhr, deren Pendel gleichgültig hin und her schwang. Bei jedem Geräusch hoffte sie, den Geliebten eintreten zu sehen, doch immer vergebens. Moro aber hatte sich in die Abendblätter vertieft und vermied ein Gespräch, das ja doch immer wieder auf den jungen Menschen hinauslaufen mußte. Seine Herrennatur beschäftigte sich nicht gern mit ihm, war er doch der erste, der ihm mit einem gewissen Erfolg in den Weg getreten war.

Endlich brach Katscha auf, um sich zur Ruhe zu begeben. Als sie sich von ihrem Onkel verabschiedet hatte und in ihrem im oberen Stockwerk gelegenen Schlafzimmer angekommen war, packte sie von neuem die Sorge.

Sie mußte versuchen, sich heute noch Gewißheit zu verschaffen, ob Rolf etwas gestohlen sei. Es war bisher noch nicht vorgekommen, daß er sie so lange ohne Nachricht gelassen hatte. Sie trat in das anstoßende Zimmer, in dem sich ein Apparat befand, und verlangte das Werk. Es meldete sich der Telephonist vom Nachtdienst. Auf ihre Bitte, sie mit der Wohnung des Herrn Brandt zu verbinden, erhielt sie den Bescheid, der Ingenieur sei am Morgen fortgefahren und seit her nicht zurückgekehrt. Ob er wisse, wo Herr Brandt hingefahren sei? Nein, das könne er nicht sagen. Rolf Sorge und Angst begab sich Katscha zur Ruhe. Lange suchte sie vergebens den Schlaf.

Als sie blaß und müde am Morgen zum Frühstück erschien, meldete ihr der Diener, Herr Moro lasse sich entschuldigen, er habe schon früh wegfahren müssen. Traurig setzte sie sich an den Tisch und nippte an ihrer Tasse, während ihre Gedanken wieder um die Gestalt des Geliebten kreisten.

Gleich nach dem Frühstück wollte sie anrufen, wenn er sich bis dahin nicht, wie sonst immer, gemeldet haben würde. Teilnahmslos glitt ihr Auge über die Morgenblätter. Eine Nachricht aus London berichtete von der Gründung der Lufttransport-Kompagnie. Die Namen Freshfield und Moro waren besonders hervorgehoben. Der „bekannte deutsche Finanzmann“ schien drüben große Sympathien zu genießen. „Zur Ermordung des Grafen Schonburg“, fiel ihr als Überschrift dann ins Auge. Ohne Interesse las sie weiter: „Wie uns mitgeteilt wird, hat sich der Staatsanwalt veranlaßt gesehen, den in den Werken des Grafen Schonburg

(Konstantin) beschäftigten Ingenieur Rolf Brandt unter dem dringenden Verdacht des Mordes an dem Grafen Bodo von Schonburg festzunehmen. Der Verhaftete bestreitet vorläufig jede Schuld, doch sollen die gegen ihn vorliegenden Beweise erdrückend sein.“

Mit einem Aufschrei sank Katscha in ihren Sessel zurück. Der im Nebenzimmer wartende Diener eilte herzu, wußte sich aber der Bewußtlosen gegenüber nicht zu helfen und rief daher die Jose herbei. Mit ihrer Hilfe wurde die Ohnmächtige in ihr Zimmer getragen und aufs Bett gelegt, wo man sich bemühte, sie ins Bewußtsein zurückzurufen.

Moro hatte an diesem Tage mit Absicht seine Wohnung zeitiger verlassen als sonst. Er sah voraus, daß Katscha heute von der Verhaftung ihres Verlobten erfahren mußte, und er wollte es vermeiden, Zeuge dieses Augenblicks zu sein, der ihm wieder eindringlich die Liebe des Mädchens zu dem anderen vor Augen führen würde. Mißmutig saß er in seinem Bureau und las in dem Bericht über den Fortgang der Arbeiten in Kreuz. Zahlreiche Anfragen aus den Kreisen der Gewerker waren eingelaufen. Es würde schwer sein, die Gemüter zu beruhigen und eine Panik zu verhindern.

Der Diener trat ein und meldete den Grafen Schonburg.

„Ich lasse bitten“, sagte Moro überraunig. „Recht überflüssig, mich jetzt noch zu belästigen“, setzte er leise hinzu, als der Diener sich zum Gehen wandte, „wo wir uns sowieso heute im Bristol treffen.“

Er hatte noch nicht ausgerebet, als der Gemeldete auch schon erregt ins Zimmer kam und mit kurzem Gruß an den Schreibtisch herantrat. „Haben Sie gehört?“ fragte er brüsk, ohne weitere Einleitung.

„Was denn?“ gab Moro erstaunt zurück. Er war nicht gewöhnt, in diesem Ton angesprochen zu werden.

„Brandt soll der Mörder meines Bruders sein!“ war die Antwort. „Deswegen haben sie ihn gestern verhaftet. Ist das nicht unglaublich?“ Und er warf eine Zeitung vor Moro hin: „Da — lesen Sie selbst! Soweit sind wir nun glücklich! Es ist geradezu entsetzlich!“ Dabei nestelten seine Finger nervös an der Knopfreihe seines Mantels herum, den er in der Eile nicht abgelegt hatte. Erregt ging er auf und nieder.

„Was ist entsetzlich?“ fragte Moro etwas gereizt.

„Diese Verhaftung natürlich, dieser Verdacht! Was denn sonst?“

„Erlauben Sie gütigst, Herr Graf, wenn der Staatsanwalt einen Herrn in der Stellung Brandts verhaften läßt, so wird er wohl seine Gründe dafür haben.“

„Das wagen Sie zu sagen!“ fuhr der Graf auf. „Sie bringen es fertig, dieses Wort auszusprechen, wo Sie doch genau wissen, daß Brandt für diese furchtbare Tat nicht in Frage kommen kann. Sie bleiben ruhig und gelassen, wenn er des Mordes beschuldigt wird!“

„Nun“, gab der Geschäftsmann kalt zurück, „einer muß aber doch der Schuldige sein. Glaubt der Staatsanwalt in Brandt den Täter zu haben, so können wir

ihn daran nicht hindern. Sache von Brandt ist es dann eben, sich von dem Verdacht zu reinigen."

"Sache von Brandt?" schrie der Graf außer sich, indem er hart an den anderen herantrat, der ruhig in seinem Sessel sitzengelassen war. "Das wagen Sie zu sagen!"

"Mäßigen Sie sich, Herr Graf, wenn ich bitten darf", sagte Moro, den anderen scharf ansehend. "Meine Türen sind zwar gepolstert, für solche Ausbrüche sind sie jedoch nicht berechnet. Es wird sich doch auflären, daß Brandt unschuldig ist. Nur Ruhe! Soll denn hier alle Welt aufmerksam werden?"

"Zuwohl, ich bin schon ruhig!" gab der Graf noch immer erregt zurück. Man sah, daß er sich mit Mühe bezwang. "Aber das eine sage ich Ihnen, Herr Moro, so geht es nicht weiter. Es muß etwas geschehen. Brandt muß freikommen. Ich werde nicht zugeben, daß er länger unter diesem Verdacht bleibt, und wenn ich daran zugrunde gehen sollte."

"Ja, sagen Sie mir bloß, was sollen wir denn tun? Sollen wir etwa in Sad und Asche trauern, weil da jemand verhaftet worden ist?"

"Was wir sollen?" brauste der Graf erneut auf. "Reden sollen wir. Den Mund aufmachen. Nicht dulden, daß dieser Unschuldige in Schande und Elend kommt. Wir können's doch beweisen, daß er nicht schuldig ist."

Das Telephon schrillte. Moro nahm den Hörer aus der Gabel: "Hallo, hier Moro!" — "Was ist los?"

— "Run, dann lassen Sie den Arzt holen. Schicken Sie den Wagen hin. Es wird ja vorübergehen." —

"Ja, ja, tun Sie alles, was nötig ist." — "Ja! Danke. Schluss!"

"Fräulein Ratscha?" fragte der Graf, der dem Gespräch lauernd zugehört hatte. "Die soll auch vernichtet werden!"

"Aber was wollen Sie denn tun, Graf?" fragte Moro.

"Was ich tun will? Zum Staatsanwalt will ich gehen. Sprechen — ihm sagen..."

"Schön!" unterbrach ihn Moro verächtlich. "Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Nur rate ich Ihnen: überlegen Sie als Mann vorher, was Sie tun wollen. Man reißt nicht im ersten Eindruck zum Staatsanwalt. Das kann ein Jüngling machen, kein Mann."

"Aber ich muß doch hin. Ich kann doch ruhig zusehen, wie Kolf in Schmach und Schande kommt. Kolf, der ehrenwerteste Mensch, den man sich denken kann. Es ist geradezu lächerlich!"

"Ich darf Ihnen wohl zu bedenken geben, Graf", warf Moro ein, und seine Stimme hatte etwas Drohendes, "daß Ihre Position in diesem Spiele nicht die stärkste ist. Sie stehen, will mir scheinen, doch recht exponiert. Der Verdacht könnte immerhin auch auf den Bruder und alleinigen Erben des Ermordeten fallen. Was meinen Sie? Das wäre eine Sensation! Der Graf aus uraltem Geschlecht, der seinen eigenen Bruder bei Nacht und Nebel überfällt und tötet! Das wäre was für unsere Blätter! Ich höre die Zeitungsungen durch die Straßen brüllen: 'Graf Konstantin von Schonburg der Mörder seines Bruders!' Haben Sie so sehr Lust, das zu erleben? Also, lieber Graf: erst denken und dann reden! Das ist mein Rat, und ich meine, er ist nicht schlecht."

"Herr Moro", entgegnete der andere, jetzt erheblich ruhiger, "es muß doch etwas geschehen. Was ich tun kann, werde ich tun. Und Sie bitte ich, helfen Sie mir. Ich meine, es ist auch Ihre Pflicht, hier nicht untätig zu bleiben. Versprechen Sie mir, nach Kräften mitzuwirken zur Befreiung Brandts."

Ein Blick des Triumphes glitt über das Gesicht des Finanzmanns, als er diesen weichen Ton des Grafen hörte.

"Aber selbstverständlich!" versicherte er ruhig. "Mit Vergnügen werde ich tun, was in meiner Macht steht. Ich werde Brandt das beste Zeugnis ausstellen. Er ist zu solcher Tat nicht fähig. Und nun, lieber Graf, seien Sie nicht voreilig. Es wird sich doch alles geben."

"Ich werde mich bemühen, ruhig zu bleiben, so schwer es mir unter diesen Umständen wird. Es muß

doch gelingen, Kolfs Unschuld zu beweisen. Wie kann man nur auf eine solche Idee kommen: Kolf ein Mörder?! Und das arme Kind, die Ratscha! Ich werde sie aussuchen und ihr Mut zusprechen. Sie muß ja zusammenbrechen unter diesem Schlag."

"Aber seien Sie auch da klug, lieber Graf", lächelte Moro. "Ihre Stellung ist exponiert, ich sagte es schon, ein unbeobachtetes Wort kann unabsehbaren Schaden anrichten."

"Gut! Aber ich verlasse mich auf Ihre Hilfe, Herr Moro. Es ist Ihre Pflicht, mir beizustehen. Leben Sie wohl!" Und er eilte hinaus.

"Vergessen Sie nicht, um elf Uhr im Bristol!" rief ihm der Finanzmann nach. "Die Sache ist wichtig."

"Ja, ja, ich komme schon", gab der andere beim Hinausgehen zurück.

"Altes Weib!" entfuhr es Moro, als der Graf gegangen war, und ein Blick der Verachtung haftete an der gepolsterten Tür, durch die jener verschwunden war.

Mit einem häßlichen Lächeln auf den Lippen trat Kraak ins Zimmer und begrüßte seinen Chef. "Der Herr Graf scheinen ja wieder mal Nerven zu haben!", begann er ironisch. Er wußte, daß er mit dieser Bemerkung den richtigen Ton traf.

"Ein altes Weib ist er!" grollte Moro. "Daß er nicht losgehaut hat, ist alles. Zum Staatsanwalt will er rennen, weil der Brandt verhaftet ist. Nun, ich habe ihm angedeutet, daß dieser Schritt ihm unter Umständen doch recht teuer zu stehen kommen könnte. Da bekam er es mit der Angst zu tun und wurde weiß. Er wird keinen Schaden anrichten."

"Er läßt sich ja lenken, der Herr Graf", pflichtete der Kleine bei, "er wird schließlich doch immer tun, was man von ihm verlangt, wenn er auch anfangs mal lostobt. Das ist meist rasch vorüber."

"Ich habe ihm unsere Unterstützung zugesagt bei seinen Bemühungen, Brandt freizubekommen. Wir können ja bezeugen, daß der Ingenieur ein durchaus ehrenwerter Mann ist."

"Natürlich, jederzeit! Es muß ein Irrtum sein", echote der andere und begann gleichzeitig, seinem Chef die von ihm vorgearbeiteten Eingänge vorzulegen.

Da waren fast alle Betriebe vertreten, deren Leistung in den Händen Moros lag. Die Kohlenwerke bei Schiebus und bei Kreuz, die "Glückauf"-Grube bei Raint, die großen Torfwerke in Holstein, die Schabwerke in Chemnitz, die Elfelder von Halembsdorf, ferner verschiedene Neugründungen, die sich noch im Stadium der Entstehung befanden. Bei ihnen lagen die Listen der gezeichneten Beträge. Ein Heer von Damen und Herren aller Kreise war mit der Finanzierung der einzelnen Unternehmungen beschäftigt. Ihnen lag es ob, Leute aller Stände ausfindig zu machen, die größere oder kleinere Summen in industriellen Betrieben anzulegen beabsichtigten, diese aufzusuchen und für die Unternehmungen des Konzerns zu interessieren.

Bei allen Fragen war Moros Wille ausschlaggebend, überall war er im Bilde und wußte selbst über die kleinsten Details Bescheid.

Sie arbeiteten gut zusammen, der kleine Geschäftsführer und sein großer Chef. Sie verstanden sich auch ohne viel Worte. Oft hatte bei schwierigen Verhandlungen ein Blick Moros genügt, dem anderen seine Absicht kundzutun. (Fortf. folgt).

Gebirgsfrühling.

Ein frischer Hauch kommt von den Matten;
Die Sträuchlein werfen zarte Schatten,
Die frohen Bäche rauschen wieder
Und tanzen in die Täler nieder.
Der Schnee ist im Gebirg' zergangen,
Die Bäume haben ihn gesangen,
Das blüht so rosig, blüht so weiß;
Ein Strahlen spinnt um jedes Reis.
Es ist ein immer tieferes Quellen,
Ein immer weiß'eres weiches Schmelzen
In süßer Sonnenfestigkeit.
Das ganze Tal scheint überhitzt.

Frida Schanz.

Die gefangen gehaltene Gattin.

(Bilder aus dem Leben der brasilianischen Frau.)

Von Karl Maria Grunne.

In den großen Hafenstädten Brasiliens führen die Frauen kaum ein anderes Leben als in den übrigen Kulturländern. In diesen Städten hat die Brasilianerin unter dem Einfluß der Fremden deren Sitten und Gebräuche übernommen und sich von der landesüblichen Lebensweise freigemacht. So finden wir heute in Rio de Janeiro berufstätige Frauen ebenso wie in anderen Großstädten. Und in der internationalen Gesellschaft vermag sie sich als Mondäne gerade so frei zu bewegen wie die Amerikanerin oder die europäische Frau.

Anders ist es aber in den küsternen Städten Brasiliens. Dort führt sie ein Leben, das in seiner Beengtheit und geringen Handlungsfreiheit nicht gerade als beneidenswert zu bezeichnen ist. Der Mann umgibt da die Frau mit einem Damm, der wohl als Schutzwall gedacht ist, für sie aber einer Gefangenensetzung gleich kommt. Die brennende Sonne, die üppige Natur, ihre Farbenslut, all das betäubt das Denken, entzündet die Sinne, läßt zu Freude und Genuß ein und treibt die Leidenschaftlichkeit des Mannes ins Übermaß. Um nun dieser Zügellosigkeit halbwegs wirksam entgegenzutreten, entzieht man ihr das begehrte Ziel, die Frau. Und so wird die Brasilianerin ängstlich behütet, aus Haus gekettet und ist in der Öffentlichkeit nur selten zu sehen.

Als junges Mädchen geht sie zwar noch zu Unterhaltungen — schließlich muß sie doch ab und zu gesehen werden, will sie nicht unverheiratet bleiben —, aber selbst beim Tanz wird sie unablässig überwacht und darf kaum mit ihrem Partner sprechen. Das junge Mädchen geht nur in Begleitung aus, nur am Tanzboden ist es dem Mann möglich, sich ihr zu nähern. Selbst der Geliebte kommt sonst nicht in ihre Nähe, er steht stundenlang vor ihrem Fenster, um sie — anzuschauen. Hat dies einige Zeit gedauert, so setzen sich die Eltern des Paares zusammen und die Verlobung wird bekanntgegeben. Erst der Noivo, der Bräutigam, darf das Haus betreten, aber auch jetzt sieht er seine Braut nur in Gegenwart dritter Personen. Es wird ihm jede Möglichkeit genommen, seine zukünftige Frau vor der Verheiratung näher kennen zu lernen, um so mehr, als die Hochzeit schon kurze Zeit nach der Verlobung stattfindet. Nur eine Liebe, die sich auf die äußeren Vorzüge des Partners stützt, führt die beiden zum Altar. Und die Frau tritt in die Ehe, ohne das Leben zu kennen und vielfach ohne wirklich erwachsen zu sein, denn vierzehnjährige Ehefrauen sind bei der durch das Klima bedingten körperlichen Frühreife nicht selten. Die Ehen werden aber deswegen noch nicht gerade unglücklich. Allerdings gibt es ein Eheglück in unserem Sinn nur selten. Die brasilianische Ehefrau findet sich eben von vornherein mehr oder weniger mit der Untreue ihres Gatten ab, sie erwartet von ihm nichts anderes. Und tatsächlich, kaum ist der erste Rausch der jungen Ehe vorbei, so geht der Brasilianer schon seine eigenen Wege. Das Land ist viel zu sonnig, die Lebensbedingungen sind viel zu günstig, als daß er sich dauernd von einer einzigen Frau binden ließe. Ist das Tagewort vollbracht, so finden wir ihn nicht zu Hause, sondern bei seiner Amiga, der Geliebten.

Die verheiratete Frau lebt fast nur in ihrem Heim, lediglich bei besonderen Gelegenheiten sieht man sie in der Öffentlichkeit. Es ist daher begreiflich, daß sie sich reichen Kinderzügen wünscht und in der Mutterschaft vollkommen aufgehen vermag, um so mehr, als die materiellen Vorbedingungen hierzu ja meist reichlich gegeben sind. An ihren Kindern, die sie aufopfernd betreut, sucht die Brasilianerin Ersatz für den untreuen Gatten. Ihre Selbstverleugnung geht so weit, daß sie vielfach die Freundinnen ihres Mannes kennt und die unehelichen Kinder des Gatten zu sich nimmt, wenn sie mutterlos geworden sind.

Da die Frau also eigentlich ihr ganzes Leben im eigenen Heim verbringt, müßte man annehmen, daß das brasilianische Haus ein Musterbild an Wohnlichkeit, Gefälligkeit und Kultiviertheit darstelle. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Der Frau fehlt der Antriebe, die Räume für den Gatten wohnlich zu gestalten, da ja der Mann fast nie zu Hause ist und ein wirklich inniges Eheleben nicht kennt. So herrscht eine allgemeine Unordnung in der Wohnung, sie sieht wenige Monate nach der Hochzeit schon dermaßen verwahrloßt aus, daß sich ein Europäer wundert, wie man in einer solchen Umgebung zu leben vermag. Die Frau des Hauses rührt natürlich keinen Finger. Die Köchin würde sich vor einer Herrin dreimal bekreuzigen, die in die Küche käme, um an den Herd zu treten, und wäre dies auch nur für wenige Augenblicke. Die Brasilianerin hält nicht einmal das meist sehr zahlreiche vorhandene Hausgefinde zur Ordnung an, der Haushalt macht ihr keine Freude, sie

kümmert sich kaum um ihn, sie ist eben nach unleren Begriffen keine gute Hausfrau.

Dafür finden wir aber im brasilianischen Haus eine weitgehende Gastfreundschaft, die aus der allgemeinen Wohlhabenheit und der Eintönigkeit des häuslichen Lebens zu erklären ist. Da die Hausfrau nichts arbeitet, lehnt sie sich natürlich nach einer gewissen Abwechslung. So werden Besucher, die nur vorübergehend verweilen wollten, oft wochenlang, ja durch Monate in der liebenswürdigsten Weise festgehalten und freizügig bewirtet. Nur durch die reiche Zahl ihrer Gäste ist es eben der Frau möglich, mit der Mittwelt in Verbindung zu bleiben, eine gewisse geistige Anregung zu empfangen und sich auch in ausgiebigstem Maße dem Klatsch hinzugeben, der in Brasilien die schönsten Blüten zeitigt.

Sehen wir also schon in dieser Gastfreundschaft ein Zeichen von Wohlhabenheit und Luxus, so treibt die Brasilianerin auch in ihrer Kleidung einen Aufwand, der unseren Begriffen fremd ist. Sie künde die Zumutung, sich zweimal in derselben Toilette zu zeigen, einfach unerhört. Tritt sie bei besonderen Gelegenheiten an die Öffentlichkeit, so erscheint sie jedesmal vollkommen neu ausgestattet. Dabei versteht es die Brasilianerin, sich äußerst geschmackvoll zu kleiden, wie sie ja selbst durch das dunkle, gewellte Haar, durch die mandelförmigen Augen, durch die kleinen, wohlgeformten Hände und Füße und nicht zuletzt durch ihre ganze Gestalt den Eindruck eines Luxusgeschöpfes macht. Mag sie aber auch noch so sehr im Überfluß leben, so würden sich wahrscheinlich doch nur wenige unserer Frauen in den brasilianischen Verhältnisse wohl fühlen.

Gezügelte Worte aus dem Tierreich.

Von Julius Stettenheim.

Dr. Ludwig Stettenheim, Leipzig, stellt uns folgende reizende satirische Aphorismen seines Vaters, des Erfinders der bekannten Wippen-Figur, zur Verfügung.

„Ich bin gar nicht so untreu“, schwur der Schmetterling, „die Blumen sind so schön.“

„Ich bin ein ehrliches Geschöpf“, miaute die Katze, „ich brauche keinen Spieß zum Mäufelangen.“

„Begreife nicht, was er an mir findt“, sagte die Trichine, als ein Gelehrter sie durch das Mikroskop betrachtete.

„Wenn die Schlange nicht von Natur trieben würde“, ächzte die Ratte, „so hätte sie es von Menschen gelernt.“

„Wir müssen sehr gute Tiere sein“, schnatterten die Gänse, „denn wir werden immer geruoft.“

„Du sollst nicht stehlen“, predigte eine alte Ratte und nahm einer jungen Ratte die Käferinse weg.

„Seit ich Gedanken zu verbergen habe, lernte ich sprechen“, brüstete sich der Papagei.

„Wenn ich Flügel hätte, würde ich dich Schwester nennen“, quakte der Frosch die Nachtigall an.

„Du hast zwar einen Rüssel wie ich“, sagte die Fliege zum Elefanten, „aber zwei Beine zu wenig, um Finken zu sein.“

„Ohne Flügel ist keine Landschaft schön“, versicherte der Maulwurf.

„Was die Menschen „Zoo“ nennen, das nennen die Löwen „Gefängnis“.“

„Auf mein Radschlagen bilde ich mir nichts ein“, sagte der Pfau, „aber auf meine Stimme darf ich doch wohl stolz sein.“

„Wer wollte sich mit Menschen plagen“, sangen die Grillen.

„O, ich Mensch!“ rief der Esel aus, als er eine Dummheit gemacht hatte.

„Man hat dem Glück meinen Namen gegeben“, grunzte das Schwein, „aber es ist oft unsauberer als ich.“

„Jetzt kommt Leben in die Bude!“ sagte der Fuchs, als er in den Hühnerstall schlich.

„Ein zweites Mal lasse ich mich nicht fangen“, schwur der Hummer.

„Durch Schaden wird man klug“, tröstete die Katze den Spatz, als sie ihn gefangen hatte.

„Ich bin ein Gemüt“, sagte die Katze, „ich kann keine Maus in der Falle sehen.“

„Eine powere Gegend!“ schimpften die Wanderräuben, als sie weiter wanderten, weil es dort für sie nichts mehr zu Fressen gab.

„Ich schweige, wie mir der Schnabel gewachsen ist“, prahlte der Fisch.

„Wir beide lassen die Menschen oft nicht schlafen“, sagte stolz die Wanze zum Lorbeer.

„Wie fleißig arbeiten die Teppichfabriken, um uns zu ernähren!“ jubelten die Motten.

„Nur nicht den Kopf verlieren!“ sagte der Bandwurm.

Das Reich der Technik

Das Hochseefährschiff „Schwerin“.

Von Ernst Trebesius

Die für Übersee bestimmten Güter werden in den Seeschiffen im allgemeinen von der Bahn in die Seegehenden Schiffe verladen. Dieser Güterumschlag nimmt nicht nur eine beträchtliche Zeit in Anspruch, sondern er ist auch mit mancherlei Unkosten verknüpft, da zu den Löhnen für die mit der Umladung beschäftigten Personen häufig noch Lagergelder und Raiegebühren treten. Hinzu kommt, daß die für Übersee bestimmten Güter nach besonderen Vorschriften verpackt sein müssen, da man sie anderenfalls von der Beförderung ausschließt oder die Haftung für Beschädigung nur in beschränktem Umfange übernimmt. Bei solchen Gütern, die einen weiten Seeweg zurückzulegen haben, wird der Umschlag von der Bahn ins Schiff auch in Zukunft beibehalten werden müssen, da der teure Schiffsraum aufs äußerste ausgenutzt werden muß. Anders liegen jedoch die Verhältnisse, wenn es sich nur um verhältnismäßig kurze Seewege handelt, also um Seefrachten, wie wir sie z. B. in Europa zwischen dem Festlande und England oder zwischen Deutschland und Dänemark vorfinden. Hier würde der Umschlag der Güter aus der Bahn ins Schiff und aus dem Schiff wieder in die Bahn weit kostspieliger werden als der Transport der beladenen Güterwagen. Wohl müssen die Schiffe hierbei das tote Gewicht der Eisenbahnwagen auf jeder Fahrt mitbefördern, doch fällt dafür die seemäßige Verpackung der Güter weg. Die Wagen können ferner ohne Zeitverlust auf die Schiffe gehoben und nach der Überfahrt in ebenso einfacher Weise an Land gezogen und mit dem nächsten Güterzug ihrem Bestimmungsort zugeführt werden.

Diese Erwägungen führten bereits vor einem Vierteljahrhundert zum Bau besonderer Fährschiffe für den umschlagfreien Eisenbahnverkehr zwischen Deutschland und Dänemark. In Warnemünde (Mecklenburg) und in Giedser (Dänemark) wurden von den beiderseitigen Eisenbahnverwaltungen die erforderlichen Landanlagen geschaffen und je zwei Fährschiffe in Auftrag gegeben, mit denen der wechselzeitige Fährbetrieb im Jahre 1903 aufgenommen wurde. Die Mecklenburger Eisenbahngesellschaft ließ auf der Schichauwerft in Elbing einen Doppelschrauben- und einen Raddampfer bauen, die seither den Fährdienst zwischen Warnemünde und Giedser verrichten und damit eine kürzeste Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Kopenhagen herstellen. Als Ersatz für den Raddampfer, der seiner empfindlichen Radschaulen wegen in Wintern mit starkem Eisgang außer Dienst gestellt werden muß, ließ die Deutsche Reichsbahngesellschaft von der Schichauwerft das neue Hochseefährschiff „Schwerin“ bauen, das Ende 1926 in Dienst gestellt wurde. Der Fährbetrieb zwischen Warnemünde und Giedser wird von der Dänischen Staatsbahn und der Deutschen Reichsbahn gemeinsam in der Weise betrieben, daß jede Verwaltung zwei Fährschiffe in Dienst stellt und ein drittes Schiff in Reserve hält. Die 42 Kilometer lange Strecke wird von den Schiffen in etwa 2 Stunden zurückgelegt. In beiden Richtungen werden täglich je nach Bedarf 8 oder mehr Fahrten ausgeführt. Welch beträchtliche Gütermengen mit den Fährschiffen ohne jeden Umschlag befördert werden, lehrt ein Blick auf den Fährverkehr des Jahres 1926. In diesem Jahre wurden insgesamt 47 078 Güterwagen mit 256 800 Tonnen Ladung befördert. Dies ergibt im Durchschnitt einen täglichen Verkehr von 131 Güterwagen mit 703 Tonnen Ladung. Der Personenverkehr belief sich im gleichen Jahr auf 133 000; d. i. 364 Personen auf einen Tag.

Den seither erzielten schiffbautechnischen Fortschritten entsprechend weist das neue Hochseefährschiff „Schwerin“ den älteren Fährschiffen gegenüber mancherlei Vorzüge auf. So sind die zu befördernden Eisenbahnwagen vollkommen geschützt im Wagendeck untergebracht. Die beiden Gleisstränge des Wagendecks haben eine nutzbare Länge von zusammen 160 Meter. Auf ihnen lassen sich je nach Wagenlänge 18 bis 20 zweiaxlige Wagen oder 7 vieraxlige D-Zug-Wagen unterbringen. Da sich die Aufbauten über dem Wagendeck über das ganze Schiff erstrecken, so sind die auf dem Vorsteifung stehenden Wagen der Einwirkung selbst hohen Seeganges entzogen. Die Fahrgäste können somit die Wagen verlassen und die Gesellschaftsräume aufsuchen, ohne durch Regen, Schnee oder Sturm belästigt zu werden. Das rund 106 Meter lange und 18 Meter breite Schiff ist so eingerichtet, daß es wohlweislich sowohl mit dem Vorsteven als auch mit dem

Achtersieven in das Fährbett einfahren bzw. ausfahren kann. Aus diesem Grunde mußten sich auch die Gleise des Wagendecks über die ganze Schiffslänge erstrecken, um die Eisenbahnwagen entweder über das Vorder- oder das Hinterschiff in das Wagendeck einschleiben zu können. Beim offenen Hinterschiff war dies ohne weiteres möglich, das geschlossene Vorderdeck mußte jedoch zu diesem Zweck eine aufklappbare Bad erhalten.

Bei voller Belastung, die mit 500 Tonnen Zuggewicht, Brennstoffvorräten, Wasser und sonstiger Zuladung etwa 800 Tonnen ausmacht, hat das Fährschiff 4,4 Meter Tiefgang und rund 3600 Tonnen Verdrängung. Die Kolbendampfmaschinen von 4400 PS. indizierter Leistung verleihen dem Schiff eine Geschwindigkeit von 15,5 Seemeilen, d. i. 28,7 Kilometer-Stunden. Der Schiffsrumpf ist durch elf bis zum Wagendeck reichende Schotte in zwölf wasserdichte Hauptabteile unterteilt, die das Schiff auch dann noch schwimmfähig erhalten, wenn zwei nebeneinanderliegende Räume leer geworden und voll Wasser gelaufen sind. Außer zwei Schlingerkiefern, die sich über ein Drittel der Schiffslänge erstrecken, wurden auf beiden Seiten Strahlische Schlingertanks vorge-sehen.

Besondere Aufmerksamkeit wurde der hinreichenden Verstärkung des Wagendecks zugewandt. Es kann auf seiner ganzen Länge von Lokomotiven mit 17,5 Tonnen Achsdruck, ja sogar von vierachsigen Großgüterwagen mit 20 Tonnen Achsdruck befahren werden. Die auf dem Wagendeck aufgestellten Wagen werden durch besondere Zurrhaken, die mit Doppelspindeln ausgerüstet sind, längs- und querschiffs so sicher gesichert, daß sie selbst bei den heftigsten Schiffschwan-lungen unverrückbar auf ihren Plätzen verharren. Besondere Spindelböden schalten das Federpiel der Wagen aus, deren Wagenkästen sonst bei heftigem Seegang in sehr unerwünschte seitliche Schwanungen geraten könnten. An jedem Schiffsende sind außerdem klappbare Brellböden vorgesehen, die das Abrollen der Wagen bei Stampfbewegungen des Schiffes verhindern.

Den Fahrgästen stehen während der zweistündigen Überfahrt mehrere große Speiseräume, ein Rauchzimmer, ein Promenadendeck und eine allseitig geschützte, mit Korbmöbeln ausgerüstete Laube zur Verfügung. Dampfheizung und elektrische Heizkörper in den Gesellschaftsräumen sorgen bei kaltem Wetter für die notwendige Wärme. Selbst die Personenwagen können an die Dampfheizung angeschlossen werden, damit sie während der Fahrt nicht auskühlen. Den Vorschriften der Seeverkehrsbehörde entsprechend wurde das neue Fährschiff mit sechs Rettungsbooten, von denen jedes 51 Personen zu fassen vermag, ausgerüstet. Da außerdem noch vier Rettungsflöße, ein Arbeitsboot und eine Motorja an Bord sind, und außerdem noch hinreichend Schwimmwesten vorrätig gehalten werden, ist auch für den schlimmsten Notfall, in den ein Seegehendes Fahrzeug geraten kann, alles geschehen, um die Fahrgäste zu retten.

Es wurde bereits erwähnt, daß das Fährschiff durch Dampfmaschinen angetrieben wird. Angesichts der mancherlei Betriebsspaßen, die der Fährbetrieb über ein nur 42 Kilometer breites Gewässer tagtäglich mit sich bringt, könnte diese betriebstechnische Lösung der Frage als nicht sehr zeitgemäß aufgefaßt werden, da der Dieselmotor als der gegebene Antrieb für neue Fährschiffe erscheint. Natürlich haben die Techniker der Deutschen Reichsbahn die Frage des wirtschaftlichsten Antriebs nach allen Richtungen hin geprüft, ehe sie sich für den ältesten Schiffsantrieb, nämlich die Kolbendampfmaschine, entschieden. Und maßgebend für diesen Entschluß war eben die Tatsache, daß die Antriebsmaschinen der Fährschiffe zu wenig Betriebsstunden arbeiten, um den Einbau der teuren Dieselmotoren wirtschaftlich zu gestalten. Der Dampftrieb mit Ölfeuerung erwies sich in diesem Falle als wirtschaftlichsten und gewährleistet zugleich die erforderliche schnelle Betriebsbereitschaft. Jede der beiden Hauptmaschinen, die durch Dampf von 14,5 Atmosphären überdruck angetrieben werden, treibt eine vierflügelige Bronzeschraube von 3,3 Meter Durchmesser.

Seit seiner Indienststellung Ende 1926 hat sich das Fährschiff „Schwerin“ selbst bei schweren Stürmen ausgezeichnet bewährt. Auch den ungeheuren Beanspruchungen durch das Treiben und Padeisen der Ostsee im letzten harten Winter hat es so erfolgreich widerstanden, daß dieses von der Schichauwerft gebaute Spezialfahrzeug gegenwärtig als die technisch vollkommenste Hochseefähre zu betrachten ist.